

Georg K.
Glaser

Die Geschichte
des Weh
Erzählung

Herausgegeben von
Ralph Schock



Impressum

© ça ira-Verlag Freiburg/Wien 2023
Günterstalstr. 37 www.ca-ira.net
79102 Freiburg info@ca-ira.net

Lektorat Johannes Fiebich, Wien
Gestaltung Till Gathmann, Berlin
Satz Martin Janz, Freiburg

Umschlagsbild Zu sehen ist eine Fotografie, die die französische Polizei bei der Suche nach weiteren Opfern im Garten des von Eugen Weidmann angemieteten Hauses in La Celle-Saint-Cloud in der Nähe von Paris zeigt.

Druck Gyomai Kner Nyomda Zrt, Gyomaendrőd
ISBN 978-3-86259-186-2

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter www.dnb.d-nb.de abrufbar.

Inhalt

Die Geschichte des Weh	7
Anhang	
Stellenkommentar	141
Warum bannt er mich? – Wir sind verwandt. Nachwort von Ralph Schock	151
»Tun Sie bitte bitte irgend etwas« Bittbrief von Georg K. Glaser an Max Horkheimer für Willi Dörter (1939)	201
Ein Réfugié als Zeuge (<i>Pariser Tageszeitung</i> , 1938)	206
Georg K. Glaser: »Ich habe meinen Freund aus den Klauen von Weidmann gerettet...« Enthüllungen am Vorabend des Mordprozesses (<i>L'Intransigeant</i> , 1939)	207
Die Weh-Passage aus <i>Geheimnis und Gewalt</i>	216
Editorische Notiz	221

1

Eine Begegnung mit Weh hatte ich schon in einem vor nun seit einem Jahrzehnt vergriffenen Berichte erwähnt. Gewöhnlich erleichtert es mich, mir Gehör verschafft zu haben. Was zu sagen gewesen, beschäftigt mich dann nicht mehr, ist nicht mehr meine Sache. Ich habe mich einer Botschaft, eines Auftrages, einer Last, einer Furcht entledigt, habe eine Sorge, eine Verantwortung all jenen überbracht, denen sie gebührt, ›mein Teil getan‹.

Weh jedoch war ich damit nicht losgeworden. Es trug sich zu, als lenke unser Gedächtnis sich selber, das will heißen: ohne unsere übrigen Fähigkeiten zu beanspruchen, ja sogar ohne unser Wissen, vermöge es, zu verwerfen, was nichtig, und aufzubewahren, was verborgene Bedeutung enthält, um es in das Bewußtsein zu rufen, sooft uns etwas erschüttert, verändert, bereichert – gleichsam in jedem folgenden Geschehen einen Schlüssel zu dem noch Verborgenen zu erhoffen.

Während einiger Jahre glaubte ich, die Geschichte des Weh rumorte nur darum immer weiter in mir, weil ich sie nur unvollständig – nur ein Bruchstück daraus – mitgeteilt hatte. Vieles hatte ich seinerzeit verschweigen, Überlebende schonen wollen.

Erst als die Jahre sich glätteten und ich die Erzählung ergänzte mit allem, was ich nun preisgeben durfte, erst dann nahm ich wahr, daß sie sich nicht ablegen ließ, bevor ich ihren verborgenen Inhalt nicht erfahren hatte.

Einige Tage oder Wochen – genauer weiß ich das nicht mehr, denn wie hätte ich ahnen können, daß dieser Mensch sich anschickte, den schrecklichsten Flug in die Sonne der Hölle zu unternehmen – einige Zeit nach meiner Ankunft im Lager ›Neuer Bürger‹, diesem merkwürdigen Gebilde zwischen Jugendgefängnis und Freistatt, wurde Weh eingeliefert. Er gewann sogleich aller Zöglinge Herzen, wohl weil er allein wirklich so auftrat, wie jeder gerne hätte erscheinen wollen: schön wie ein junger Gott, stark und mutig, Antlitz und Brust voll einer prächtigen, siegreichen Frechheit. Er erheiterte unser Dasein durch schonungslose Späße. Es waren zwar nur die gewohnten, rohen Gebärden und Wortspiele, welche wohl alle unfreiwilligen, männlichen Gemeinschaften versumpfen, aber nur indem er sie übte, herablassend wie ein Herr vor Knechten, erhielten sie eine neue, mit brüllendem Dank empfangene Wirkung.

Mir ging es damals schon, wie es mir heute noch vor ähnlichen Schauspielen geschieht: Ich muß den Leuten ins Gesicht sehen.

Von Lebensanbeginn her konnte ich nicht einen Lebenden nur so sehen, wie er gesehen werden wollte. Zudem war es mir selbst schon vorgekommen, einsam heulendes Elend hinter Späßen verstecken zu müssen, diesem Zoll der Selbsterniedrigung, den die Zwangsgemeinden der Getretenen erheben. Für den unnahbaren, selbstsicheren, sich keiner Verpflichtung beugenden Weh konnte diese Erklärung seines Verhaltens natürlich nicht gelten.

Ich war also auf mehr als auf landläufige Entdeckungen gefaßt, als ich seine Züge ausforschte, und trotzdem ging es mir wie dem Manne, der einem auf der Straße liegenden Hute einen Tritt zu geben vermeint und sich an dem darunter verborgenen Wackersteine den Fuß blutig stößt: Ich sah ihn jäh mitten in einer zuvor nie gehantten, erstarrten, eiskalten Landschaft, durch die keiner zu ihm gelangen konnte. Was er tat und uns vorgaukelte, es glich den Gebärden des Priesters eines sonderbaren Glaubens, der die Erbärmlichkeit seines Gottes an dessen Gläubigen Winzigkeit ermessen hat. Aber er wollte weder den einen lästern noch der anderen beliebter Narr werden. Doch was wollte er?

Noch ehe ich das erste Wort einer Deutung hatte erfüllen können, spürte er, daß etwas vor ihm widerstand. Seine Augen fanden mich. Es entstand – was eigentlich entstand? Welche Worte anwenden? ›Ein nie durch Worte besiegeltes Einverständnis? Oder ›er zeichnete mich aus? Das alles war hohl. Die Sprache reichte nicht bis in die Einöde, in der wir uns begegneten. Genausowenig ›betrog‹ er mich um meine Jacke, als er entfloh.

Ich habe es schon angedeutet: Das Lager war der Versuch zur Verwirklichung eines der Gespinste unserer Zeit, das darin bestand, durch Erziehung zu einer besseren Welt gelangen zu wollen, und ich gestehe: Zu Anfang, von der grausamen Landstraße weggefangen, hatte ich mich begeistert anwerben lassen – ich hatte mich stets mit glühenden Wangen jedem geliehen, der sich meiner als einer Aufgabe hatte annehmen wollen.

Er, Weh, jedoch hatte sich von dem ganzen Getue und Gerede unserer Seelenpräger einige Tage lang umplätschern lassen, sie lächelnd bestaunend, wie ein Rätsel, das die Mühe der Lösungssuche nicht wert ist. Seine Haltung war noch gleichgültiger als etwa wortloser Spott, aber trotzdem genügte sie,

so wie die bloße Annäherung zweier Stoffe die Untüchtigkeit des einen beweisen kann, um meinen eifernden guten Willen zu lähmen. Ich fühlte mich plötzlich genarrt. Das Angebot des Lagers an die Zöglinge – sich Freiheiten durch ›Bewährung‹ zu erfrommen, Freiheiten, die behutsam wie ein gefährliches Heilgift eingegeben wurden, nach jedem Tropfen die Wirkung im Verlaufe einer erneuten ›Bewährung‹ verfolgend –, der Vorschlag des Lagers lief darauf hinaus, die Freiheit denen zu geben, die sie nicht mehr leben konnten oder wollten. Ich schämte mich vor Weh, der die grüne Anstaltskleidung der Unzuverlässigen trug, meiner guten, ausgeführten Tracht eines Zahmen, würdig eines Vertrauens, das auf einem urtiefen Mißtrauen gegen die Wachsenden beruhte.

Er erriet meine Scham und bat mich ohne Zögern, ihm für zwei Stunden meine Wildlederjacke zu leihen, die mein einziger Reichtum war. Er versicherte, noch vor dem Abendessen zurückgekehrt zu sein, und berief sich, nur indem er seine Stimme senkte, auf eine geheime Verbundenheit. Er wollte mich weder von seiner Rückkehr noch von der Spur einer Freundschaft überzeugen. Er ließ mich durch sein Lächeln wissen, daß er mich anlog, geradezu mit meinem Einverständnis. Es war, als verriete er mir mittels geheimer, uns allein eigener Zeichen, daß er alltägliche Versprechungen und Gründe nur vorbrachte, weil es die einzigen waren, die wir gelernt hatten, in Wirklichkeit jedoch Dinge am Werke waren, um die nur wir beiden wußten, ohne sie benennen zu können.

Willenlos ließ ich ihm meinen kostbaren Besitz, den ich mit der Mühe vieler Überstunden bezahlt hatte. Er lief davon, so eilends, daß er vergaß, das Lächeln von seinen Lippen zu nehmen.

Drei Tage später brachte der Hausvater, zu dessen Obliegenheiten es gehörte, allmorgendlich die Polizeigefängnisse und Schnellgerichte abzustreifen, meine Jacke zurück.

Ich hörte nicht die Warnungen und Vorwürfe des Erziehers. Ich war meines zurückgewonnenen Gutes nicht froh. Ich spürte wie Bisse in den Eingeweiden, daß ich es Weh lassen und geben wollen, um in seiner Freundlosigkeit enthalten zu sein, jenseits der Possenspiele, jenseits des Eisfeldes, und abgewiesen worden war.

Seit dem Erwachen meines Lebensbewußtseins trennte eine seltsame Gabe mich von aller Umgebung und berief mich zu einer Einsamkeit, der ich unablässig zu entrinnen trachtete. Es war das Vermögen, den Inhalt jedes Lebenden, der mich anging, zu erfassen. Die Eigenschaften und Triebkräfte jedes Nahen bewirkten in mir eine Verwebung von Farbenschaten, die das genaue, untrügliche Wissen um seinen Zustand ergab, Bild, das ich jedoch weder deuten noch in Worte übersetzen konnte. Es trug sich zu, als seien in mir ferne, vergangene Fähigkeiten wirksam geblieben, deren Verständnis mir jedoch nur innerhalb jener Ferne und Zeit offengestanden hatte. Deshalb scheiterten auch schon früh Versuche, mich durch Nachbildung der Farbenverbindungen mitzuteilen. In diesem Dasein wurde unter einem bösen Zwange zum Ausdruck von Gefühlsschwingungen, was im Vorherigen strenge Feststellung gewesen war.

Ich wußte und war fremd. Wer es spürte – Vater und Lehrer, Pfarrer und Meister –, strafte und verdammt mich darum. So geschah es, daß ich an meiner Eigenart wie unter einer Schuld litt. Ich lernte, sie zu verbergen, und bemühte mich, *gleich* zu werden. Mit wachsender Erfahrung gelang es mir immer besser, öfter und während längerer Fristen, in einer Gemeinde wohl nicht aufzugehen, aber mich einzuschwärmen, indem ich deren gemeinsames Glaubensgebäude mit der ganzen Inbrunst meiner eigenen geheimen Erwartung